

Nachdenkliche Geschichte.

Bon

dans Oberdorf.

(Nachdruck verboten.)

Man hat manchmal verrückte, stimmungshafte Einfälle. Wenn man so recht fröhlicher Laune ist, so voll innerlichen Besorgnis, möchte man Andere gern ebenso beglückt wissen. Also dachte ich, kopierend, dieses: Wie hat man als Kind manchmal begeistert geträumt: jetzt müßte ich Geld finden! fünf Mark, oder zehn Mark, oder zwanzig Mark, oder — aber nein, das war ja gar nicht auszubedenken, so viel Geld würde man doch nie finden! Man fand ja nicht einmal fünf Mark. Aber wenn, wenn man fünf Mark finden würde? Was könnte man alles davon kaufen! Aber so etwas dachte man als Kind, da man finden mit dessen gleichstellte und später kamen beräuherte fragliche Möglichkeiten nicht mehr in Betracht, denn man hatte in Taschengeld und das „wenn“ besag sich dann auf die Hoffnung, wenn ich einmal zehn Mark Taschengeld bekomme.

„Nun aber,“ dachte ich, „könnte man doch einem Kinde einmal diese Freude machen, die Verwirklichung dieses steten kindlichen Traumes herbeiführen. Ich werde fünf Mark auf die Straße legen, oder zehn, oder zwanzig — es muß doch wenigstens noch etwas ausfallen. Ich stieg auf eine Anhöhe und hielt Umschau. Vom Tal kam eine alte Frau, langsam, bescheiden; über die Felsen auf dem Berg ein kleines Mädchen. Ich berechnete, daß das Mädchen eher bei mir vorüberkommen würde als die Frau, und entschloß mich, nicht weiter zu warten, sondern das Mädchen das Geld finden zu lassen. Also legte ich das Geld in ein Taschentuch drapiert auf den Weg und verberg mich hinter einem Busch.

Mit Spannung erwartete ich das Herankommen der Person, die zu beglücken ich mir vorgenommen hatte. Ich kam mir vor wie ein Herrscher, der „Gold unter die Menge streuen läßt“, wie es im Märchen heißt. Wird es ein armes Mädchen sein? fragte ich mich. Soffentlich, ein armes Kind vom Lande (denn auch das soll es zuweilen noch geben), das in die Stadt geht, um die gesammelten Beeren zu verkaufen (man wird manchmal in seinen Einfällen so romantisch). Mit dem zwanzig Mark kann es sich alle die längst beglücken: Wünsche erfüllen und beglückt nach Hause zurückkehren. Mir wurde bei diesen Vorstellungen ganz warm ums Herz, lebhaft sah ich das Gesicht dieses armen Weibes mit. Da hörte ich Schritte. Das Mädchen kam. Es ist wirklich ein armes Mädchen, konstatierte ich entsetzt. Es kommt zu dem Geld, stutzt, blickt sich und hebt den Schein mit einem ungläubig-erkanteten Gesicht auf. Es wendet ihn um und um, unterucht seine Gestalt (es „traut seinen Augen nicht“, jubelte ich, vor lauter Freude courtis-mahlerisch werdend), dann steckt es ihn in die Tasche und geht nach der Stadt.

Ich folge ihr. Will mich an ihrer Freude weiden, an ihrem Vergnügen, jetzt laufen zu können, was das Herz schon längst begehrt. Aber zu meiner Verwunderung sieht das Mädchen keinen einzigen Beeren auf. Ich gerate etwas aus dem Programm dadurch, ich hatte es mir anders vorgestellt. Der hat es vorher andere Befragungen, dringendere? Es krebt nach dem Markt. Auf dem Markt sieht das Rathaus. Am Rathaus ist die Polizeiwache. Dort hinein geht das Mädchen. Geht hinein und — gibt das Geld ab. Ich gehe langsam am offenen Fenster vorüber und höre eben noch, wie es erzählt: „... er lag mitten auf der Straße, gerade als wenn ihn jemand hingeworfen hätte, oder vielleicht hat ihn der Wind dahin getrieben.“ „Gut,“ sagt der Polizist, „du wirst eine Belohnung bekommen, wenn der Besitzer das Geld abholt. Und wenn er es nicht abholt, gehört es dir.“

„Er wird's schon holen!“ sagt das Mädchen und lacht vorlegen.

Ich aber ging still weiter, ja ich istlich beinahe davon, besänftigt, besänftigt, daß ich gar nicht an diese Möglichkeit gedacht, daß ich als ausgeschlossen vorausgesetzt, daß es — noch ehrliche Leute geben könne.

Aber die eine Freude bewegte mich dann doch; daß „er“ das Geld nicht holen und daß es dem ehrlichen Mädchen zukommt und daß das Kind dann eine wirkliche Freude daran haben wird.

Aphorismen.

Bon

Dr. S. Baer-Oberdorf.

(Nachdruck verboten.)

Sich selbst belügen und betrügen, ist deshalb so gefährlich, weil es uns die Gabe und Kraft nimmt, die Wahrheit der anderen zu erkennen und an sie zu glauben.

Die Eitelkeit der Menschen ist so groß, daß sie sich auf dem Gipfel des Erfolgs und der Entartung immer hochstehender vornehmen als auf jedem Höhepunkt eines lebensvollen Aufstiegs.

Vom Ende eines Glücks ist's weiter in den Himmel, als vom Ende und oft vom Anfang eines Unglücks.

Reichtum ist eine Krankheit, an der fast nur arme Leute leiden.

Unter den Perlen weiblicher Sitte sind die falschen viel leichter ihre Liebhaber wie die echten.

Ueber die Gefahren der Liebe kommt man alle leichter hinweg, wenn sie als Narkotikum behanbelt und betrachtet wird und nicht als ein Evangelium.

Wer als Bettler steht vor seinem Glücke, muß mit einem Almosen sich zufrieden geben und noch öfters mit einem — Fußtritt.

Ueber ein Unglück jammern immer die am meisten, die kein Herz haben, es darin warm zu betten und seine Kraft, es zu überwinden.

Die Auskunftsstelle.

Eine Leide Gottes buchstäblich wahre Geschichte.

Bon

Hanns Heinz Ewers.

(Nachdruck verboten.)

Wäntsch: ich bin viel zu dumm, mich in einem Kursbuch auszukennen — das ist meine einzige Schwachheit mit Hismard. Also, weil ich doch nach Berlin fahren mußte, ging ich zum Bahnhof — einen Tag vorher, als vorläufiger Mensch. Da sind schöne große Gestelle mit mächtigen Fahrplankarten. Man zieht sie an Griffen herunter und kann dann nachsehen. Nur die Stellen, wo was von Düsseldorf steht, sind von schmutzigen Fingern längst auswabert. Aber die Tafeln sind doch nett; man kann sie abwechselnd rausziehen und loslassen; das macht viel Spaß und ist sehr beliebt auf dem Bahnhof.

müßlich herabstinkenden lauen Sommernacht. Eine tiefe Stille hängt über dem Wald, Lichter blitzen nur fernem See aus und verlöschen wieder, irgendwo singt jemand das Lied: „Komm, Karoline...“ und in den Herzen stehen Sehnsucht und Liebe, Kummer und Glück zu einem einzigen Ganzen zusammen, das nicht länger gewillt ist, sich zu sträuben.

„Gute empfang Kummer, und Stillfried empfand Glück. Beides tauchten sie gegeneinander aus. Denn es erdrieh ihnen nur recht und billig, daß, was das eine befaß, auch dem anderen gehören sollte.“

„Ich glaube, mein Vater hat Verbachs,“ sagte Guste.

„Er macht ja mistrauische Augen.“

„Meine Mutter, die weiß es,“ sagte Stillfried. „Aber sie macht die Augen zu und tut ja, als ob sie es nicht sähe.“

„Was soll bloß daraus werden, — sag!“ seufzte Guste aus tiefstem Herzen.

„Ach, das findet sich alles,“ beruhigte sie Stillfried mit einem dunklen Lachen. „Knecht meint immer, man solle nie etwas erzwingen. Man läßt passiv sein, aber bodig. Dann erhebt man an sicherem, was man will.“

„Ach, Knecht...“

„Das ist einer, der Erfahrungen hat!“

„Ja freilich. Damit verdirbt er dich. Du bist überhaupt seit einiger Zeit ganz anders.“

„Das liegt daran, daß ich jetzt Mediziner bin. Die Medizin, meine Liebe, — das ist was! Man erkennt, daß der Mensch nichts ist als ein Häuflein Materie, ein Bündel Stoff, bestehend aus Knochen, Fleisch, Blut und Nerven.“

„Fui!“ rief Guste empört aus.

„Das heißt,“ befängte er sie, „es ist schon noch etwas anderes da, etwas Geheimnisvolles, von dem man nur spricht, wenn man allein zu zweien ist, so wie ich und du heute abend... Was, das ist eine Nacht?“

Sie sprachen nun von dem Geheimnisvollen, aber sie taten es nicht mit Worten. Zwei, die sich seit unzahligen halben, wachts im Sommer auf prächtigen Kiefernästen und auf knochenigen Bürrer Nischen wandelnd, haben die

Dann fand ich zur Linken ein mächtiges Plakat mit der Aufschrift: „Auskunftsstelle!“

Man geht in ein kleines Zimmer, das auch nicht schmuziger ist als der übliche Bahnhof. Dort war ein Menschenfreund, ein kleiner, sehr lieber Mann mit blondem Schurrbartchen. Der kennt das ganze Kursbuch auswendig. „Sie müssen morgen früh acht Uhr elf fahren!“

„Danke!“ sagte ich. „Und wann komme ich an?“

„Fünf Uhr zwanzig!“ lächelte der Menschenfreund. „Was ist meine Schuldigkeit?“ fragte ich.

„Nichts!“ antwortete er.

Ich war begeistert, hier war ein Amt, das zum Wohle des Publikums umsonst arbeitete!

Der Menschenfreund war so liebenswürdig und nett, ich hätte ihn gleich einen Kuss geben mögen. Dankbaren Herzen ging ich zum Telegraphenamt und drabete den Berliner Freunden meine Ankunft. Dann bestellte ich mir einen Dienstmann.

Meine Mutter ließ mich schon um halb sieben Uhr wecken, damit ich noch mit ihr frühstücken könne. Der Dienstmann Nr. 7 kam um vierel nach sieben Uhr und holte meinen Kram. Ich trank Tee mit meiner Mutter und war punkt acht Uhr an der Bahn.

Nr. 7 erwartete mich, gab mir Fahrkarte und Gepäck, schenkte und fragte mich, wann ich fahren wollte.

„Acht Uhr elf!“ sagte ich hoffentlich.

„Mit der Bahn!“ sagte Nr. 7. „Um die Zeit fährt kein Zug.“

„Guter Mann,“ sagte ich voll Würde, „wissen Sie vielleicht besser Bescheid als die Auskunftsstelle?“

Das kramte die Ehre von Nr. 7. Er winkte dem Portier, der gerade vorbekam — der unterkühlte seine Ansicht. Er war wirklich so: Um acht Uhr elf fährt kein Zug. Ich schimpfte auf die Auskunftsstelle und Nr. 7 und der Portier schimpften aus Sympathie mit.

Aber ich bin ein Mann von Grundjahren. Ich ging also sofort zu der Auskunftsstelle, um mich zu beschweren. Der Menschenfreund mit dem feinen blonden Schurrbartchen war nicht da; an seiner Stelle fand ich einen großen, schlanken, glattrasierten, buntduldsamen Herrn. Er war ein vollendeter Weltmann, der meine Beschwerde anhörte, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ist sicher, auf der Auskunftsstelle besteht man es, mit aufgeregten Menschen fertig zu werden.

Der Weltmann rieb sich die Hände und entschuldigte seinen Herrn Kollegen mit dem blonden Schurrbartchen in formvollendeter Art. Kein Postbote hätte liebenswürdiger sein können. „So etwas kann vorkommen“, schloß er. — „Dagegen war nichts zu sagen — es konnte wirklich vorkommen — es war sogar vorgekommen.“

„Wann fährt der nächste Zug?“ trat ich.

„Zehn Uhr vierundzwanzig!“ antwortete der Weltmann mit verbindlichem Lächeln.

„Und wann kommt er in Berlin an?“

„Rein Uhr früh!“ kam die schnelle Antwort.

Ich war verblüht mit der Auskunftsstelle. Gab mein Handgepäck zur Aufbewahrung, telegraphierte nach Berlin meine neue Ankunft und ging nach Hause. Meine Mutter freute sich und war der Auskunftsstelle sehr dankbar — sie stellte mich sofort an ihre Blumentöpfe zu begießen.

Dann ging ich wieder zum Bahnhof, war pünktlich auf dem Bahnhof und wartete; es gelang mir, ein Plätzchen zu finden, an dem es nicht durcheinerte. Um zehn Uhr vierundzwanzig kam freilich kein Zug — ich dachte, daß er vielleicht Verspätung haben würde. Dann kam mein Freund Nr. 7, mit dem Handgepäck und schließlich auch der Zug.

Ueberrigens regnete es da auch durch; im Speisewagen tropfte es fröhlich auf meinen Kopf. Der Oberkellner bebauerte

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von

Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Berlin ist im Hochsommer zwar eine Hölle, aber doch eine, in der es sich leben läßt, weil sie in ihrer Umgebung Wasser hat. Wasser, in dem man baden kann, das bis zum Einlen überfüllte Dampfbäder durchfahren, das aber auch Stellen hat, wo zwei, die miteinander allein sein wollen, in einem leichten Kahn ihren Kummer und ihr Glück auf leicht sich wiegenden Wellen schaukeln können. Und an den Ufern der Seen träumen die roten Stämme der Kiefernwälder in den blauen Himmel hinein, und in den Waldwäldchen schleppen schweigende Keltner an wahren Flüssen dünner Kaffee, während hungrige Kammermütter mit müde werden, den heißen Schrei nach verdünntem Kuchen auszuheulen.

Stillfried und Guste hatten ein Boot gemietet und waren weit in den See hinausgerudert. Dort lag Stillfried die Ader ein und ließ das Boot sich schaukeln. Die beiden hatten sich nebeneinander auf die Bank in der Mitte gesetzt und waren dicht zusammengekauert, damit der Kahn nicht kentere. Die Sonne schien heiß auf sie herab. Aber Guste hatte den Sonnenhalm angeknüpft. Wenn ihre beiden Köpfe dann und wann zueinander neigten, um einen Kuss zu tauschen, so waren recht langen, so recht unbedingten Sonntagsnachmittags, dann senkte sich unwillkürlich der Sonnenhalm, so daß der, der etwa vom Ufer aus zusah, wohl ahnen, nicht aber wissen konnte, was vorging.

Der See und die Sonne, die bilden freilich nur die Einleitung zu den Freuden, die die Umgebung von Ersterem vermittelt. Die Zämerung stellt dann den Uebergang zu dem Kern des Glücks dar, das wahrlich kein leeres Wort ist. Der Kern aber kulminiert in der all-

Sprache der Natur, die sie umgibt, und die sie tief eindringlicher und überzeugender als die tote Buchstabenweisheit, die in diesen Lehrsätzen über die Psychologie des Menschen verpackt liegt.

„Jetzt bin ich schon zwanzig,“ sagte Stillfried. „Wie die Zeit vergeht. Nur noch ein Jahr...“

„Und ich werde alt,“ seufzte Guste.

„Du wirst täglich hübscher,“ protestierte Stillfried.

„Und ich sein bist du, innerlich so fein, — man muß sich an dir verbeiden! Woher du das bloß hast!“

Guste lehnte schwer ihren Kopf an Stillfrieds Schultern. „Ich warte und warte und habe mich fast dir auf, und dann vielleicht eines Tages —“

„Alles,“ widerprotest Stillfried mit leiser Stimme und küßte die dunklen Haare, die ihm so jung entgegenblühten, ich bin dir gut, — dir allein...“

Sie saßen am Rande des Waldes. Stille war um sie, Neugierden durchschirrten die Nacht, im See wippegelten sich die Sterne. Die Erwigkeit war wie ein majestätischer Vogel über sie gepannt.

„Ich würde dich tief verachten,“ sagte Guste.

„Und ich dich noch viel mehr,“ sagte Stillfried, „wenn ich wüßte, daß du —“ Es ist doch wahr, du siehst wirklich keinen anderen an.“

„Du bist ein Feind,“ lachte ihn Guste mit weicher Härtlichkeit an.

„Es ist doch sonderbar,“ grübelte Stillfried, „daß gerade du mir zwei, — daß gerade wir zwei uns mögen. Ueberhaupt die Liebe. Die Liebe ist doch was Sonderbares, nicht?“

Sie küssen einander. Ihre Lippen lagen weich und anhängig aneinander, eine herrliche Süße war in ihnen, eine herbe Süße, die nur der kennt, in dessen Leben es einmal Mai gewesen ist.

„Siehst du,“ stammelte Stillfried, „ich würde eher herben, — mit dir herben, in dem schwarzen Wasser dort...“

„Ach,“ lächelte Guste, „du...“

und gab mir einen besseren Platz — da traufte es mir in den Suppe. Aber es kam nicht weiter drauf; es war so wie in den lauwarmen Wasser.

Im Besonderen sah ein böser Mann neben mir; der suchte in einem kleinen Restchen der Schokolade die Düsselbacher Kunststücke — sie hätte ihm einen falschen Zug angedeutet; so hätte er sein Gedächtnis nicht mitbekommen! Und wirklich; in seinem Gespräch fand die Abfahrszeit mit sehr viel fünfminütig angeben.

Eigentlich hatte ich gar kein Mittel mit dem schimpfenden Mann. Sollte er sich doch an mir ein Beispiel nehmen: Mit welcher widriger Mißgunst trug ich mein Gesicht! „So was kann vorformen!“ sagte ich.

Wir kamen nach Berlin — aber nicht um neun Uhr früh, auch nicht mit Verpöpfung etwa — ganz im Gegenteil! Der dumme, dumme Weltmann hatte mich genau so angelesen, wie sein Freund und Kollege, der blondhaarige, ungeliebte Mensch: „Mein Zug kam schiefmännig eine Stunde früher in Berlin an! Kein Wunder, daß meine Berliner Freunde, denen ich telegraphiert hatte, nach nicht da waren und mich, als sie ankamen, einen hoffnungslosen Patienten nannten.“

*

Ich weiß heute genau, was die Verwaltung von einem Beamten der Kunststelle verlangt: feinste diplomatische Schulung, gründliche Kenntnismittel, Fähigkeit, mit jedermann aus dem Publikum zu verkehren, weltmännliche Lebensweise. Vollständig unnötig ist natürlich jede Bescheidenheit; feiner braucht sich irgendeinen Fehlpunkt niemals anzusehen. Nur irgendwelche Fragen ist ganz beliebig irgendeine Zeilengabe zu machen.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat die Behörde geradezu mangelhafte Beamten für die Kunststelle ausgesucht und verdient gewiß den wärmsten Dank des Publikums.

Aber ich frage mich: wäre unsern armen Vaterlande nicht weit besser gedient, wenn man solche prächtige Menschen, wie den blondhaarigen Menschenfreund und seinen Kollegen, den schlanken, befehligen Weltmann, dem Auswärtigen Amt zur Verfügung stellen würde? In der Kunststelle erschöpfen die erstaunlichen Talente ihre prächtige Begabung in einem finsternen Loch an ein beschwerendes Publikum und die Regierung sucht mit der Patrone nach brauchbaren Diplomaten.

Ich will einmal mit dem Staatssekretär darüber reden — man soll das Talent unterlassen, wo man es findet!

Der Bedauerwerteste.

Von
Georg Strehler.

(Nachdruck verboten.)

Ein edler Mann, der schon Anstehen für wohlthätige Stiftungen und ähnliche Tugenden ausgeübt hatte und nie müde wurde, das Glück seiner Mitmenschen zu fördern, etliche hunderttausend Mark, die er beizulegen, der nachherigen, am meisten durch andere Leute leben möchte, einen Zehntel von 50 000 Mark aussetzen wollte. So sagte und unbedacht auch die Preisbedingung gehalten war, es meldeten sich unzählige Bewerber; von welcher Menschheit sich nicht aufstehend eine Waise durch seine Zehntelung, bescheidet, ja in allem und jedem bedient. Vor allem waren es Tausende von Chemikern aus allen Schichten der Bevölkerung, die sich in langatmigen und manchmal geradezu berzerkerischen Schilderungen ihrer chemischen Hülle als die bedauerwertesten Geschöpfe auf Gottes Erdboden hinstellten. Ebenso zählte es Briefe von verheirateten Frauen, die sich nicht genug tun konnten, das Scheitern ihrer angeordneten Gatten in den schwärzesten Farben zu malen. Angestellte fragten sich in den hintersten Werten über ihre Ehes, Kinder über ihre Eltern, Väter über ihre Töchter, Leute aus dem Publikum über die Beamten, Schüler über ihre Lehrer; es war einfach niemand da, der sich nicht durch die Gegenwartigend eines Mitmenschen in seinen heiligsten Gefühlen, Weltanschauungen, Existenzbedingungen benachteiligt hätte. Sie alle meinten, ihnen müßte der Zehntel zugeworfen werden.

Zwei Monate lang brauchte das aus 73 Männern und Frauen bestehende Preisrichterkollegium bei täglich 12 stündiger Arbeitszeit, um den ungeheuren Einlauf zu sichten.

Die Zeit glitt über sie hinweg, aber sie merkten sie nicht, denn sie vermerkten, ein Teil von dem zu sein, das unaufhörlich Bestand hat. Sie waren trunken von Rastart und satt von Ambrosia. Ihre Sehnsucht reichte noch weit über alle Förderungen des Alltags hinaus. Da gingen vier Menschen lachend an ihnen vorüber, alle ineinander eingehängt, laut schimpfend: zwei Mädchen und zwei junge Männer.

„Da schreien die beiden auf.“ Sie sahen in die Höhe. „Wir müssen nach Hause!“ sagte Guste. „Um Gottes willen, wenn wir den letzten Stadtbusch vermissen!“ Stillfried zog leidend die Uhr. „Es ist gerade noch Zeit. Komm, wir brauchen noch nicht zu eilen.“

„Ob sich Stillfried auch nicht überanfreizt?“ fragte die besorgte tante Aene. „Es kommt mir so vor, als läge er in der letzten Zeit etwas dick aus.“

„Er nimmt keine Studien sehr ernst.“ antwortete die Kandidat Reinholt Knecht. „Er findet insbesondere des nachts sehr viel. Aber er hat eine viel bessere Motivation, als ich dachte. Er genötigt sich schon noch daran.“

Reinholt Knecht vergaß nur, hinzuzufügen, wo Stillfried nachts studierte. Papa Rehbod hätte über diesen Punkt Auskunft geben können. Sein Restaurant besaß ein heimlich, dunkles, besonders anheimelndes Winterzimmer, das nur Gästen geöffnet wurde, die in der Lage waren, etwas springen zu lassen. Darin hatte Papa Rehbod in den letzten Monaten eine erstaunliche Menge „Wut inwärtig“ umgeleitet.

„Es ist unglücklich.“ sagte Herr Siegfried Auen nicht ohne Stolz, „weshalb eine Menge von Geld der Jungen für Bücher ausgibt. Er ist fürchterlich eifrig. Ich muß ihm unbedingt an Zeichengeld zulegen.“

„Seit er Medizin studiert.“ sagte Onkel Theodor. Stillfried konnte die Zuschüsse brauchen, sowohl die des Vaters und des Onkels Theodor wie die seiner beiden Tanten. Daß sie nicht nutzlos angewendet waren, wies die Rolle des Kandidaten, die sich seit einigen Monaten

Höchsten Erkaunen erragte es aber, als der unverheiratete Volkbeamte Alois R., der bei der Witwe Schulze, nächster Nummer von sechs bei ihr lebenden, heiltsfähigen Töchtern, in Berlin, Pringelstraße, in Untermitte wohnte, den Trostpreis in Anerkennung seiner wirklich verdienstvollen Lebensumstände erhielt. Denn von den 6 erwähnten Töchtern fand die eine ein, die andere Sopran, die dritte spielte Klavier, die vierte Violina; die fünfte zeigte und die sechste hatte ein so brühendes Haken, daß das Treppengeländer immer ergrittete. Die Mutter selbst realisierte. Und alle übrigen sie selbst. In der Nachbarswohnung hauchte ein Berufs-soppositist mit einem Theologiestudenten, der ein Harmonium besaß, auf der anderen Seite war eine Familie eingewandert, die kürzlich Drillinge bekommen hatte, in der unteren Etage (das es eine Rednerakademie, ein schabhaftes Telefon, in das man sehr laut hineinreden mußte, und eine Buchdruckerlei, in der oberen Etage eine Gelangsehlerin, die zuhause Unterricht gab, einen Serran, der fortwährend buletete und ein weltliches Mitglied des Reichstages, das nachts die Parlamentsschönheiten einstudierte, im Parterre war ein Kino und ein Gemäldegemälde untergebracht. Ueberbes wurde tagsüber im Hofe von wankenden Straßenmusikanten tongesetzt.

Es ist daher anzunehmen, daß das Preisrichterkollegium diesmal wirklich ein gerühmtes Urteil abgegeben hat. Ob er weiß jemand einen noch Bedauerwerteren?

Literatur.

Musikalische Neuererscheinungen aus dem Verlag B. Schotts Söhne, Mainz: Joseph Haas, Schwänke und Jollen Op. 55 für Klavier. Haas, der längst aufgehört hat, nur als Reges-Maschine zu gelten und sich zu einem Charakterkopf von scharfer Eigenprägung entwickelt hat, bietet hier einen edlen deutschen Kanon. Ein Zyklus von Fantasien nennt sich das Werk. Jede Marschsymphonie, essenhaft, durstige Tanzen, behagliche Tänzer, zarte Jodeln, kapriziose Szenen lösen einander in buntem Wechsel ab. Die ganze Fülle der Erfindungen aber, die durch immer neue Feinheiten überfließen, eint die tiefe deutsche Gemütskraft, die überall als Unterton mitschwingt. Da ist nichts Fehlstückes, nichts unentwickeltes, alles entspringt dem natürlichen Quell einer gefunden, blühenden Fantasie. — Heinrich Kaiser Schmidt, Bacchische Sinfonie, Op. 36 für Klavier (a. u. zwei Händen, b. u. vier Händen). Auch dieser Zyklus ist edle Heimatmusik. Schließlich ist er eine der besten Tüngen von Schubert zu vergleichen, auch die technische Schwierigkeit geht nicht über diese hinaus, jedoch ist das Ganze einheitlicher geschlossen. Die gebogene Hausmusik erfährt durch diese Tanzen, in denen sich bahnwärtige Kraft mit sinniger Anmut verbindet, eine willkommene Bereicherung. — Vorbar Windsperger, Der Mythische Brunnen. Ein Zyklus von sieben Klavierstücken Op. 27. Windsperger zeigt, soweit man nach dieser einen Probe urteilen kann, zum Impressionismus und strebt darüber hinaus zum Expressionismus, obwohl er in dieser Hinsicht nicht überall unmittelbar überzeugt, sondern mehr „interessant“ erscheint. Sein Streben nach Erweiterung der Ausdrucksmittel ist durchaus maßvoll und vermeidet chaotischen Babilonismus. — „Schönheit und Kampf“ (1) und „Gluten und Jammer“ (4) scheinen als Neuerungen eines dringenden Realgefühls. „Rechenbogen“ (2) ist eine echte impressionistische Klangstudie. Die Liebesdichtung „Zitternde Sonnenröhre“ (3) ist nicht besonders glücklich gewählt, die späten Rhythmen lassen eher an einen Esenrit denken. — Audi Stephan, Sieben Lie der nach verschiedenen Dichtern für eine Singstimme und Klavier, herausgegeben von Dr. Karl Spill. — Dieser 1915 im Alter von 25 Jahren dem Weltkrieg zum Opfer gefallene Komponist war eine der stärksten Hoffnungen. Trotz seiner Jugend hatte er bereits seinen ganz persönlichen Stil gefunden. Was bei anderen Expressionisten gesucht und gewollt wirkt und infolge gänglicher Verzichte auf Verständlichkeit zur Karikatur wird, das hat Audi Stephan in schönstem Bemaaß erreicht. Es gibt bei ihm kein Versinken in Farbenreize und Melodieformen, wodurch B. Schottens über zu unangenehmen Experimenten werden. Seine dringlichen, eifrigen Methoden kommen sich in großen Bögen. Wo die Verbindung von Singstimme und Klavierbegleitung dem Grundbaß horizontaler Führung folgt, geschieht es, ohne das Prinzip bis zur Unmöglichkeit der

Puffung zu überreiben. Im Gegenteil, die Gesänge, deren harmonischer Aufbau dem nur an der Punkt des vergangen Jahres überaus gesuchten Hörer ungewohntlich leicht erscheint, vereinigen mit höchster Klarheit des Ausdrucks ein hohes Maß sinnlicher Schönheit.

Dr. Hans Kleemann, Karl Strecker: Nietzsche und Strindberg mit ihrem Werk, wechsl. (Mit zwei Bildbelegungen). Bei Georg Müller in München 1921.

Nietzsche und Strindberg, die beiden größten germanischen Geister unserer Zeit; und nicht nur germanischen und nicht nur unserer Zeit. Schon hat Nietzsche das gesamte Geistesleben der Völker so tief durchdrungen, daß kein Einfluß fast nur noch gefühlt werden kann, noch ist Strindberg der am häufigsten gelesene Dichter. Aber schon verflucht ihr bei der Arbeit im Mythos, da es es von besonderem Wert, neue Spuren ihres Erbensdankens zu ergänzen, ihre Persönlichkeiten und ihr Werk daran abzumessen, um sie zugleich als einen unersetzlichen Schatz für die Kultur unserer Zeit zu geben. Mit unermüdlicher Ausdauer, mit beständiger Eifer ist Karl Strecker den Spuren der beiden Männer nachgegangen, die sich einmal auf eine kurze Annäherung bezogen, im Jahre 1888, kurz vor Nietzsches Umsturz, deren ganze Schicksalhaftigkeit der mit Nietzsche Caesar unterzeichnete Brief enthält. So gilt von ihrem Verhältnis, was Nietzsche einmal in seiner Sternenschrift mit anderer Beziehung gesagt hat: „Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Welt miteinander feiern — und dann legen die beiden Schiffe so ruhig in einen Hafen und in einer Sonne, daß es scheinen möchte, sie seien schon am Ziel und hätten ein Ziel gehabt. Aber dann tritt uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verächtliche Meer und Sonnenstrahlung. Daß wir uns fremd werden müssen, ist das Gesetz über uns.“ Und dieser wunderbare Satz ist das Leitmotiv von Streckers wertvollem Buche, das nicht nur den Reichehelfer enthält, sondern die ganze Summe ihres Lebens und Wirkens zieht, mit solcher Belesenheit und Eindringlichkeit zieht, daß das Wesen der beiden Geister, ihre Sprache und Werkstücke, in vollendeter Klarheit vor uns stehen. Er führt uns zu Nietzsche, der unerbittlich Größere, unerschütterlich seinen Weg geht, weil in ihm als Genie alle Reime des Weltgeschehens schlummern, sobald er des äußeren Lebens nicht bedarf, und sieht, wie Strindberg von seinem Wege geleitet wird, ohne doch zur Erlösung zu kommen, die sich Nietzsche vorweggenommen hat. Bruchstücke wurden diese Briefe schon in Zeitungen („Tägliche Rundschau“) veröffentlicht, aber das ganze Werkbild ersticht erst hier in diesem Buche, an dem jeder geistige Mensch sich vorzuziehen geben kann, denn es weckt sich der Mensch in die beiden großen Männer hinein, so wie er mit freiem Geist und lebendigem Herzen sie ergründet, mit solch selbständigem Blick hat wohl noch keiner diese tiefen widerwärtigen Gehalten ergründet. Wandere waren beide, Wandere voll germanischen Freiheitsgefühls und germanischer Urkraft, und alle geistigen Gefühle haben sie burdwandert, alle Leben des Lebens ausgelebt. So erwarten uns als Strecker's Buch bedeutsame Bezüge, erziehlische Begewer. Die ganze Kultur wird aufgerollt; Sozialismus und Religion, Kunst und Frauen. Bernandies und Bernandies wird nicht nur herangezogen, sondern gründlich und tief erörtert, und immer wieder sehen wir, daß sie sich bei aller Verwandtschaft im Grunde fremd waren, daß sie sich nur auf einer feinen Ebene ihres Weses berühren, Leidende beide, am innigsten verbunden. Sie schreien beide „zu den letzten und größten Worten derer, die von Stammes des lyrischen Trotes sind — aber eines Trotes, der mit göttlichem Reimlich rätselthaft vermischt und beiden identisch ist. Das Buch, das zweifellos zu den wichtigsten literarischen Erscheinungen der letzten Jahre zu rechnen ist, wird allen denen ein Führer und Berater sein, die in der Urkraft unserer Zeit und ihrer höchsten Erfindungen einen ruhenden Pol suchen, allen denen, die wirkliche Sucher sind.

Dr. Karl Neuraht, Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftstheater, Weltzüge zur Volkskunde und Mythologie. Verlag Eugen Diederichs Jena 1921.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4320 u. 1634.

„Wichtiglich Merkmal ihrer wahren Liebe. Ich habe sie verzehrt, ohne ihren tiefsten Sinn zu erfassen. Ich war ein Fiel.“

„Und sie ist kommerziell geworden?“

„Und heißt jetzt Friedländer, ja wohl. Und ich heiße mich immer nur Reinholt Knecht und hab' es nicht mal bis zum Doktor gebracht. So ist das Leben. Die Welt war talentvoller als ich.“

„Du glaubst also an die Liebe?“ fragte Stillfried gepannt.

„Heute glaube ich nur noch an die Mitgift,“ antwortete Reinholt Knecht resigniert, „aber das nicht mir nichts, denn die, die die Mitgift haben, die glauben nicht an mich. Man glaubt nur, wenn einem selbst geglaubt wird.“

„Ich aber bin heute nur ein armes Luder.“

„Du hast damals eine große Zumuttheit gemacht,“ rief Stillfried aus, und etwas Anklägerisches klangte sich in seiner Stimme hoch auf, „du hättest die Welt jektret sollen. Welcher Witz! Wozu auch du heute kommerziell?“

„Nur Bittmalenhandler,“ sagte Reinholt Knecht, „denn Reif trug sich damals mit der Pflicht, eine Fortschreibung aufzumachen. Aber auch in einer Bittmalenhandlung, zwischen Käse und Blutwurst, kann das Glück wohnen.“

„Trotz du!“ nickte Stillfried.

„Ja. Aber in der Zwei-Etagenwohnung eines Kommerzienrats im bayerischen Viertel hat es besser Platz.“

„Du bist doch ein Junker,“ grollte Stillfried.

„Bei mir zum Idealisten die Mittel fehlen. Nichts ist so teuer, besser Stillfried, wie nur ein einziges wahres echtes Ideal. Für einen Kandidaten ist es unerschwinglich.“

„Weißt ich selbstlos!“

„Aber die Folgen kosten Geld!“

„Man kann auch mit ganz Wenigen auskommen!“

„Vorausgesetzt, daß ein Vater da ist, der für das Viel bekommt, das man dann braucht!“

„Und ich heirate die Gutshe!“ brauchte Stillfried auf.
(Fortsetzung folgt.)